

dann; nicht am Geldbeutel, aber an der Haltung.“

Die bittersten Klagen richten sich aber nicht gegen die Schriftleitungen, sondern gegen die Kritiker, die bei ihrer Tätigkeit allzu gern Regungen des Eigennutzes und parteiischer Zuneigung oder Abneigung Einfluß gestatten. „Die Buchbesprechung“, heißt es im „Börsenblatt“ (907), „ist Dienst am Ganzen, nicht Mittel zur Erlangung billiger Bücher oder Mittel, sich dadurch einen Namen zu machen, daß über Leistungen anderer mit konstanter Großmütigkeit hergezogen wird“. Derart grobe Mißbräuche sind nicht gerade selten; denn zum Schutz gegen sie ist z.B. schon mehrmals der Vorschlag gemacht worden, „eine schwarze Liste der Bücherbettler“ aufzustellen (Eckardt 37). Bei Theatern kann die Gefahr einer „Kritik mit Rückversicherung“ dadurch vermindert werden, daß der Kritiker entweder überhaupt keine Stücke schreibt, oder daß wenigstens in der Stadt, wo er kritisch tätig ist, keine Bühne sie annimmt. Bei der Besprechung wissenschaftlicher Bücher ist es viel schwieriger, einer unliebsamen Wechselwirkung zwischen Verfasser und Kritiker vorzubeugen. Ob sie einander persönlich kennen, was unter Fachgenossen recht oft zutreffen wird, oder ob sie ohne diese nähere Verbindung auf demselben Gebiete mit Büchern hervortreten, es ist nicht ganz leicht zu vermeiden, daß jeder bei der Kritik des andern durch den Gedanken an das Schicksal seiner eigenen Bücher beeinflusst wird und Gleiches mit Gleichem zu vergelten strebt. Aus diesem Grunde haben viele Jahre lang im „Literarischen Zentralblatt“ Gelehrte ersten Ranges ihre Besprechungen nicht unterzeichnet, und Friedrich Zarncke erzählt beispielsweise an der schon genannten Stelle, Trendelenburg habe ihm ausdrücklich geschrieben: „Wenn Sie von mir ein rein sachlich gefaßtes Urteil haben wollen, so muß ich bitten, meinen Namen nicht zu nennen. Trete ich mit diesem hervor, so werde ich durch eine Reihe persönlicher Beziehungen beirrt.“

Erfahrungen, wie sie im „Börsenblatt“ (906) in das Wort zusammengefaßt werden, „daß dem Urheber manchmal nichts Schlimmeres passieren kann, als von einem Fachkollegen beurteilt zu werden“, mögen wohl zu der heute vorherrschenden Ansicht geführt haben, es sei besser,

durch Zwang zur Namensnennung wenigstens die versteckte Absendung giftiger Pfeile unmöglich zu machen. Anderes Versteckspiel hat damit leider nicht aufgehört. Schon daß so viele Verfasser sich nicht scheuen, ihre Bücher Freunden mit der offenen oder stillschweigenden Bitte um Besprechung zu schicken, beeinträchtigt das Recht des Publikums auf ein streng sachliches Urteil. Es kommt aber auch vor, daß der Verfasser durch Vereinbarung mit dem Verlag Besprechungsstücke ausschließlich oder vorwiegend früheren Schülern oder sonstwie zu Dank verpflichteten Beurteilern zugänglich macht. Es kommt sogar vor, daß er eine Anzahl Besprechungen in verschiedener Form selber schreibt und Freunden mit der Bitte um endgültige Stilisierung und Veröffentlichung unter ihrem Namen zusendet!

So unwürdige Zustände werden sich besonders leicht entwickeln, wenn der Verleger mit dem Kritiker in Verbindung tritt, statt Neuheiten nur an die Schriftleitung zu schicken und ihr die Wahl des Bearbeiters zu überlassen. Eckardt (38f.) fordert das mit Recht auch in dem Falle, daß der Kritiker sich unmittelbar an den Verleger gewandt hat, und fügt hinzu, auch dann müsse der Schriftleiter frei bestimmen, ob und von wem das Buch zu besprechen sei. Immer aber wird der Leser da vor Täuschungen am sichersten sein, wo ihm eine auch in kurzen Besprechungen möglich zu machende sachlich gehaltene Inhaltsangabe über das Buch und eine maßvolle Sprache entgegentreten. Und schließlich sollte der Kritiker, wie das „Börsenblatt“ (906) stark betont, da selbst bei ehrlichem Willen sein Urteil immer subjektiv gefärbt bleibt, seinen Lesern wenigstens dadurch die richtige Einschätzung erleichtern, daß die Besprechung durch sich selber „einen geistigen Standort“ und die „Berechtigung zum Urteil“ erkennen läßt; denn auch ein Name von Ruf ist bei weitem nicht allen Lesern so bekannt, daß er als Bürgschaft genügt.

Jakob Overmans S. J.

Neue Exerzitien

Eindringliches Durchsinnen der ewig alten und stets neuen Wirklichkeiten, ein waches Gespür für das innerste Sichregen heutiger Geistigkeit und Persönlichkeit, ein köstlich klares Gestalten des

Geschauten: das sind die Vorzüge, die Guardini zum Meister gerade des religiösen Wortes und Schrifttums gemacht haben. Guardini steht ganz im heutigen Augenblick; er ist ein „Moderner“. Aber es braucht nur ein wenig tieferen Einblick, um zu sehen, wie in diesen feingeformten Gedanken das gute Neue und das echte Alte zu zwanglos lebenswahrer Einheit sich fügen.

Das alles findet sich wieder in Guardinis neuen Exerzitien¹. Es sind nicht Gedanken über Exerzitien, sondern die geistlichen Übungen, wie er sie zu wiederholten Malen vor erlesenem Kreis auf Burg Rothenfels gegeben hat, fast in getreuer Wiedergabe aller gesprochenen Worte, so daß ein packendes Bild des ganzen Geschehens dieser Einkehrtage unter solcher Führung entsteht. Aber das Buch ragt weit über jene Literatur hinaus, die davon lebt, daß sie ein Wort, das lebendig gesprochen an seinem Platz war, von diesem Platz wegnimmt und in die fremde Ebene der gedruckten Allgemeingültigkeit erheben möchte. Daraus folgt, daß diese Exerzitien nicht da sind, um kopiert zu werden. Das will aber nicht sagen, daß sie nicht „praktisch“ wären. Man kann viel daraus lernen, ja man wird wohl sagen dürfen, daß die religiöse Erziehungslehre hier ein Stück katholischer Erziehungskunst hat, wie ein heutiger Meister sie schaut und formt. Es wird manches vom Aufbau und Gefüge des religiösen Lebens in schöner Klarheit durchsichtig; man vollzieht mit, wie die großen Wirklichkeiten, Gott, Christus, Gnadenleben, sich in die schweigenden Gründe der Seele einsenken, indem das feine Geflecht der aufnehmenden Kräfte vorsichtig bereitet, die Hemmungen, unter denen der heutige Mensch so sehr leidet, behutsam überwunden werden. Was Guardini über die Meditation in immer neuer Einführung zu sagen weiß, ist vorbildlich schlecht-hin. Aber auch die feinen Worte über das „Mittun“, über den Sinn der Aktivität, über Stillewerden und Einkehr, über Aushalten und Austragen sind Perlen der religiösen Erzieherkunst. Vielleicht ist mancher überrascht, wenn wir sagen: in vielen dieser Bemerkungen findet man

in heutiger Sprache die asketischen Weisungen der ignatianischen Exerzitien wieder.

Etwas ganz Eigenartiges ist das Herausgestalten der „Gemeinschaft“ aller Teilnehmer und der bewußte Einsatz der erlebten Gemeinschaft in das religiöse Erziehungswerk der drei Tage. Gerade hier mögen die Exerzitienleiter von heute gern Anregungen mitnehmen. Denn nachdem ihre Exerzitien sich längst nicht mehr, wie etwa Ignatius von Loyola es ursprünglich gemeint hat, an den einzelnen wenden, ist die „Gemeinschaft“ auch zu einer brennenden Frage geworden, mit der man sich, so gut man konnte, abfand. Verständige und lebendige Führer werden nun bei Guardini in erfreulicher Deutlichkeit sehen, was sie selbst geübt oder geahnt oder vermißt haben. Ganz neu wird den meisten das gemeinsame Sprechen, Singen und körperliche Spiel sein. Aber man wird dieses sinnvolle Ernstmachen mit der alten Weisheit aller echten Menschenerziehung, daß Leib und Seele der eine Mensch sind, auch ernst nehmen dürfen.

Vor allem auffallen wird wohl das starke Betonen der „Absichtslosigkeit“ in den Tagen der Einkehr, und, aus dem gleichen Grunde kommend, das Ansprechen des „dunkeln Willens“ gegenüber dem „hellen“, dem bewußten, zielsetzenden, kämpfenden Willen. Ist nicht hier doch ein unüberwindlicher Gegensatz gegenüber der gewohnten Art, die immer irgendwie an Ignatius von Loyola und seinen klassischen Exerzitien Richtung nahm? Damit wäre über den Wert eines neuen Weges noch nichts ausgesagt, aber bei der starken Führerschaft des hl. Ignatius gerade auf diesem Gebiete, die auch von der Kirche so nachdrücklich beglaubigt worden ist, würde jeder ernsthaftere Versuch alle Aufmerksamkeit verdienen.

Guardini hat seine Übungen den fein erschauten und ernst genommenen Bedürfnissen nicht aller, sondern ganz bestimmter Menschen von heute angepaßt. Damit hat er aber nicht nur das heilige Recht dieser Seelen — und wie viele gibt es heute von dieser Art! — wahrgenommen, er bewegt sich dabei durchaus auf der Bahn, die jede vernünftige Seelenführung gehen muß, die insbesondere Ignatius ausdrücklich in seinen Winken für die Auswertung seiner Exerzitien

¹ Wahrheit und Wille. Geistliche Übungen. 12^o (VIII u. 238 S.) Mainz 1933, Matthias-Grünwald-Verlag. Geb. M 4.—

angibt. Wenn es wahr ist, daß heute ungezählte Menschen an dem Betrieb — auch dem geistigen Betrieb — unseres Lebens müde geworden sind, und auch oder besonders im Religiösen nichts so sehr wünschen und brauchen, als einmal stille zu werden und in der Stille leise wieder die innern Quellen, die doch alle zu ihrem Gott strömen, rauschen zu hören, wenn das vertrocknete und verarmte Erdreich der Seele wieder von der Fülle des Glaubens, des Hoffens und Liebens durchtränkt sein will, nun, dann ist dem religiösen Führer sein Weg einfach gewiesen, oder er führt irre. Menschen von dieser Haltung sind heute weder die einzigen noch an Wert ohne weiteres die vorzüglicheren; aber sie sind da, viel mehr, als manche in ihrem gewohnten Gang beruhigte Exerzitienleiter oder überhaupt Seelsorger anerkennen; und die alle könnten bei Guardini lernen.

Zudem ist die Bereitung des „dunkeln Willens“, die Erschließung und Auffüllung der Seelentiefen mit großen Inhalten und heiligen Wertgefühlen, die zunächst absichtslos eingesenkt erscheinen, aber einen starken Entschluß erst recht einwurzeln und aufkeimen, eine neue Richtung durchbrechen und mächtig werden lassen, den ignatianischen Exerzitien nicht etwa fremd. Das durchzieht vielmehr ihren Schulungsweg vom Anfang bis zum Ende. Jeder Kenner weiß das.

Dennoch bleibt wahr: der Mittelpunkt, auf den die „großen“, die eigentlichen ignatianischen Exerzitien abzielen, ist ein bewußter Willensentscheid, sei es der Durchbruch zur Lebenswahl, sei es das Bekenntnis zu neuer Ordnung des Lebensweges. Hier scheint demnach ein tiefer Gegensatz zwischen den ignatianischen Exerzitien und diesen „neuen“ zu bestehen. Aber es ist nicht ein Gegensatz auf gleicher Ebene und in gleicher Linie, darum auch nicht ein Gegensatz, der ausschließt, sondern einer, der auf eine andere Ebene und ihre Gesetze hinweist. Gerade weil dieser vermeintliche Gegensatz in einer bekannten katholischen Zeitung aus Anlaß des Buches von Guardini zu Ungunsten der ignatianischen Exerzitien ausgedeutet, d. h. mißverstanden wurde, lohnt es sich wohl, hier auf den eigentlichen Sinn der ignatianischen Willensaszese und ihrer „Entscheidung“ einzugehen. Dabei glauben

wir eine Frage zu berühren, die für unser Geistesleben überhaupt nicht unwichtig ist.

Das Kernstück der ignatianischen Führung in den Exerzitien ist allerdings der Wille; aber gar nicht zunächst der Menschenwille, sondern der Wille Gottes. Nie in aller christlichen Geschichte ist die Aszese der menschlichen Tat so „theo-zentrisch“ gefaßt worden. Der lebendige Gott, der in schenkender Huld und in rufender Gnade mich, diesen Menschen, meint, einen ganz persönlichen Willen mit meinem Leben hat, mit meinem Ja rechnen und es in den Aufbau seines Reiches einsetzen will, das ist der Gott der ignatianischen Aszese. Der Ort aber der Begegnung mit diesem Willen Gottes ist Christus, der Herr, ist unsere innerste Zugehörigkeit zu ihm in der Gnade und in der Kirche, ist näherhin die Jesusbetrachtung in hinhorchender Ehrfurcht und bereiter Hochherzigkeit, nachdem alle „anthropozentrische“ Selbstsuchheit in herber Demut und Läuterung abgetan ist. Diese ganze Aszese der Führung zum Willensentscheid der Lebenswahl ist nur denkbar im lebendigen Raum der Gnade, und in der Gnadenveranstaltung Gottes in seiner Kirche. Der Mensch gilt da nur, insofern sein innerstes, gottgeschenktes Geheimnis der freien Persönlichkeit der Punkt ist, wo Gottes Ruf auftritt und aufleuchtet. Ja, der in Ehrfurcht in der Nachfolge Christi aufgenommene „Wille Gottes“, als Inbegriff und Erfüllung aller „Aszese“, braucht keineswegs in einer äußern Tat aufzubrechen, geschweige in äußerlichem „Betrieb für das Reich Christi“, er kann auch in die schweigende Beschauung einer Kartause führen oder in die Werkstatt des Alltags — wenn nur Gottes Geist es ist, der führt.

Dieser „Entscheid“ und der ganze Weg zu ihm hin hat etwas Heldenhaftes. Wird der heutige Mensch sagen, daß ihm das Heldenhafte nicht mehr liegt? Viele werden es sagen, und sie sind nur ehrlich, indem sie es sagen. Sie fühlen sich müde, verkrampt, sie wollen einmal Stille, nur Stille und Entspannung. Das andere wird sich dann schon geben. Sie haben ihr Recht, und man soll es ihnen nicht verkürzen. Aber sie werden nicht sagen dürfen, daß gerade der in den ignatianischen Exerzitien zugemutete Wille von der Art sei, die den heutigen Menschen

müde gemacht habe; er ist ja eben nicht der profane, der eigenmächtige, der betriebsame und zersplitterte; er ist ehrfürchtig, heilig, gesammelt und hochgemut. Er kommt von Gott her, indem er zugleich in Gott ruht.

Ist der ignatianische Wille nur für die wenigen? Ignatius hat es so gemeint. Er will nur den Einzelnen, den Erlesenen. Er glaubt an die gottgewollte Macht und Sendung des Starken, wenn er stark ist in Gott. Heute würde man wohl sagen: er glaubt an den „Führer“, wenn man das Wort in der Demut und Schlichtheit nimmt, wie es einzig vor Gott bestehen kann. Damals, in der Zeit des unendlich schweren und entscheidungsvollen Wiederaufbaus des katholischen Lebens nach der Glaubensspaltung, hat Ignatius seinen besten Beitrag geliefert, indem er solche „Führer“ bildete und an ihren Dienst in der Kirche Christi glauben hieß. Damit sind die Exerzitien eine Macht in der Kirchengeschichte geworden. Ob das heute sich wiederholen könnte, oder ob der in Innerlichkeit zur Tat geprägte Führer heute vielleicht erst

recht seine Stunde in der Kirche der Gegenwart haben wird?

Auf jeden Fall fühlen auch die Leiter der „alten“ Exerzitien etwas Richtiges, wenn sie von Ignatius her oder überhaupt von dem urkatholischen Vertrauen her auf die klar überlegte Tat und auf den festen Willen vertrauen. Nur müssen sie sich dessen versichern, daß Wille und Tat in jenen heiligen Gründen ruhen, die Ignatius und alle wahren Helden des christlichen Aktivismus meinten. Sie werden aber auch feinfühlig ertasten, was der heutige Mensch im allgemeinen und dann jeder Kreis im besondern tragen kann und erfordert. Mit andern Worten, der Exerzitienleiter muß lebendig sein in seiner Grundauffassung und in seiner Anpassung. Beides hat auch Ignatius gewollt. Wie das heute unter besonders gegebenen Verhältnissen geschehen kann, zeigt meisterlich Guardini, und er gibt auch darüber hinaus kostbare Anregungen für alle. Er ist echt katholisch, weil er den katholischen Grundsatz wahr macht: „Nova et Vetera.“

Ernst Böminghaus S. J.

Besprechungen

Heilige Schrift

La Bible et les récits babyloniens par Ch.-F. Jean. 80 (347 S.) Paris 1933, B. Grasset. Fr. 18.—

Die sumerische und akkadische Literatur, die durch die ein Jahrhundert umfassenden Ausgrabungen in großer Fülle zu Tage gefördert ist, wirft in mancher Hinsicht ein willkommenes Licht auf die alttestamentlichen Bücher. Sie bestätigt und ergänzt nicht nur ihren Inhalt, sondern beleuchtet und erklärt auch ihre literarische Form. So erscheint heute vieles als allgemein morgenländisch, was uns früher als bloß israelitisch-jüdisch vorkam. Insbesondere sind uns die literarischen Gattungen und Darstellungsweisen, die der vorderasiatischen Welt gemeinsam waren, verständlicher geworden. Diese Ergebnisse hat man aber weiteren Kreisen der Bibelfreunde meistens noch nicht hinreichend näher gebracht. Der auf dem Gebiete der Orientkunde rühmlichst bekannte Verfasser des vorliegenden Buches, das zu der Sammlung „La vie chrétienne“ gehört, sucht nun

diesem Übelstande abzuhelpen, indem er eine reiche Auswahl von Texten aus den verschiedensten Gebieten (Geschichte, Recht, Sitte, Beredsamkeit, Orakelwesen, Lyrik, Didaktik usw.) zu entsprechenden Abschnitten des Alten Testaments in Verbindung bringt. Damit setzt er den Leser instand, sich nicht nur über ihre Ähnlichkeit, sondern auch über ihre oft tiefgreifende Verschiedenheit ein Urteil zu bilden. In den „Conclusions“ (S. 331—342) faßt er auch selbst noch die Ergebnisse kurz und übersichtlich zusammen. Das Werk kann nicht bloß wegen seiner Brauchbarkeit, sondern auch wegen seines niederen Preises bestens empfohlen werden.

H. Wiesmann S. J.

Das Hohelied, übersetzt und erklärt von Dr. Edmund Kalt. 80 (64 S.) Paderborn 1933, F. Schöningh. Kart. M 1.20, geb. M 1.35

Die Einleitung (S. 9—18) behandelt zunächst den Inhalt der Schrift und die Geschichte ihrer Auslegung, ohne indes irgendwie erschöpfend zu sein. Dann